



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Evi Simeoni

RÜCKWÄRTS SALTO

ROMAN

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von © mauritius images/Alamy

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von

Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98014-1

Wenn erst die Rosen verrinnen
aus Vasen oder vom Strauch
und ihr Entblättern beginnen,
fallen die Tränen auch.
Gottfried Benn

JULI

Flickflack

Antonia war Turnerin. Warum, fragte sie sich nie. Sie ging davon aus, dass sie so geboren war.

Ein Sommernachmittag im Jahr 1972 gab ihr die letzte Gewissheit. Sie war elf, saß zu Hause vor dem neuen Fernsehapparat und sah zu, wie die kleine Olga Korbut beim Finale der Olympischen Spiele in München ihren Unterleib gegen einen Barrenholm schlug. Olga war so dünn, dass es aussah, als schwirrte ein Fragezeichen über den Fernsehschirm, das sich immer wieder zu einem Ausrufezeichen streckte. Dieses eine Element in Olgas Kür fesselte Antonia wie nichts zuvor. Olga hielt sich am oberen Holm fest und ließ ihren Körper, die Füße voran, nach unten fallen, weit ausholend, mit den Zehen einen eleganten Bogen zeichnend, und noch bevor es passierte, wusste Antonia, was gleich geschehen würde. Sie knetete ihre Finger.

Olga prügelte mit ihrem Körper den Barren, geräuschlos, aber heftig. Es schien nicht weh zu tun, ihre Hüften waren schmal, ihr Bauch flach, ihr Hinterteil angespannt, ihr Unterleib unverletzbar.

Genau im richtigen Moment ließ Olga den oberen Holm los und wickelte sich mit dem ganzen Körper darum, rotierte freihändig um die Stange wie ein flinkes Speichenrad und wurde – Antonia meinte damals, mit Hilfe überirdischer Kräfte – zurückkatapultiert nach oben, wo die Übung weiterging.

Kurz darauf schlug Olga noch einmal ihren Unterleib gegen den unteren Holm. Als sie das sah, fasste Antonia an ihre vom Training ständig blau angelaufene Haut über den Hüftknochen. Später wurde der erste Teil der Übung in Zeitlupe wiederholt, noch einmal prallte Olga Korbut's Unterleib gegen den Holm,

durch die Verlangsamung wirkte der Aufprall verschwommener, zelebrierter. Noch einmal krampfte Antonia die Hände ineinander. Es schien wieder, als wäre Olga an dieser Stelle vollkommen unverletzlich, als könnte sie mit ihrem straffen, angespannten Körper jeder Prellung und jedem Schlag trotzen. Und als könnte sie zurückprügeln, was ihr Bauch für den Rest ihres Lebens mit ihr vorhatte.

Antonia war klar, dass es für sie keinen anderen Weg mehr gab, als aus ihrem Körper die beste Turnerin herauszuzwingen, die darin war, um jeden Preis.

Der Fernsehkommentator sagte, die siebzehnjährige Olga sei 1,55 Meter groß und wiege 38 Kilogramm. Sie war ein gewichtsloses Vögelchen oder auch nur eine geschmeidige Feder – aber sie hatte die Kraft einer Dreschmaschine.

Antonias elfter Geburtstag lag ein Vierteljahr zurück, sie war 1,30 Meter groß und wog 27 Kilo. An jenem Sommernachmittag schaute sie an sich herab und dachte: Das könnte klappen.

Seit diesem Tag war Olga Korbut Antonias heimliche Begleiterin. Ihre Zuchtmeisterin. Die beiden Mädchen gab es zwar schon lange nicht mehr. Antonia wusste nicht einmal, was aus Olga nach der Sportkarriere geworden war. Aber ihre Verwunderung hielt bis heute an. Und ihre Sehnsucht auch.

Fast vierzig Jahre später stieg sie aus dem Auto. Auf den paar Metern zum Kofferraum hörte Antonia überlaut ihre eigenen Tritte auf dem Asphalt, obwohl sie bequeme Schuhe trug. Erst nach ein paar Schritten wurden ihre Fußgelenke wieder locker. Sie war sich sicher, dass auch Olga ihren Preis bezahlt hatte.

Heute überlegte sie manchmal, wann genau sich die Waage auf der anderen Seite gesenkt hatte. Welcher Moment ihres Lebens es gewesen war, an dem sie sich endgültig verwandelt hatte von einem fliegenden Nichts in einen Sack voller Steine. So zumindest fühlte sie sich heute.

Olga schwirrte durch ihre Gedanken, so leicht und beweglich, so lebendig, dass sie kurz neben dem Auto stehenbleiben musste. Das Mädchen aus der Sowjetunion war auch die Erste gewesen, die einen Flickflack am oberen Barrenholm turnte. Den Rückwärtsbogen, ins Unsichtbare gesprungen, ins Nichts. Am Boden und auf dem Schwebebalken hatte Antonia ihn einst auch beherrscht, schon dafür hatte sie ihre Grenzen jedes Mal überschreiten müssen. Am Barren war der Flickflack eine Kampf-ansage an Zeit, Raum und Angst.

Für Olga aber schien nichts davon zu existieren. Sie kauerte kurz auf dem oberen Holm, die Füße dicht bei den Händen, den Körper zusammengefaltet und mit Spannung aufgeladen wie eine Feder. Nur ganz kurz dauerte die Spannung, und schon ließ sie ohne Zögern los mit ihren rötlichen, spinnenhaften Händen, stieß sich mit den Füßen rückwärts am Holm ab und schnalzte nach hinten. Ihr Körper beschrieb, die Hände voraus, einen vollkommenen Kreis, das heißt, nicht nur einen Kreis, Olga bildete in der Luft eine Locke. Antonia war es damals, an jenem entscheidenden Sommernachmittag im Jahr 1972, so vorgekommen, als hätte Olga die Locke nicht nur einfach in die Luft gezeichnet, sondern als hätte sie diese der verrinnenden Zeit aufgezwungen. Dieses Mädchen turnte in einem schwerelosen, zeitfreien Extra-Raum. Die Bewegung erschien Antonia so langsam, als drehte Olga sich durch Gelee. Mit vollkommener Sicherheit griff sie, als der Flickflack vollendet war, nach dem oberen Holm.

Damals glaubte Antonia, wenn sie nur Olgas Turnelemente lernte, würde sie für immer so leicht und flach bleiben können wie sie. Dann würde sie sich nie verändern. Und nie so werden wie ihre Mutter Elsa.

Antonia stand vor dem Kofferraum ihres dunkelblauen Audi und fuhr mit den Händen an ihrem Körper entlang. Über

die Rippen, die sich auch heute noch fest anfühlten, zur Taille, wo sich links und rechts über dem Bund ihrer Jeans Fetttrollen sammelten. Egal jetzt.

Sie öffnete den Kofferraum und nahm das Kuchenpaket heraus, das seltsam schwer war. Gedeckter Apfelkuchen mit Rosinen, sechs Stücke auf einem großen Pappteller. Sie stellte fest, dass das Papier an der hellen Zuckerglasur festgeklebt war, das ganze Paket war klebrig, sie balancierte es auf der ausgebreiteten linken Hand, unterdrückte den Widerwillen gegen den Zuckerguss auch an ihren rechten Fingerspitzen und schloss den Kofferraumdeckel.

Während die automatische Schiebetür des Altenstifts sich öffnete und sie, das Kuchenpaket voraus, das breite Gebäude aus modernem Fachwerk betrat, nahm sie sich vor, später im Internet nach Olga Korbut zu suchen.

Sie fuhr mit dem Aufzug in den ersten Stock und ging auf dem braun gemusterten Teppichboden den Flur hinunter. Als sie vor Elsas Tür angelangt war, roch sie Verbranntes. Hastig schloss sie die Tür auf.

Aus dem Schlafzimmer drang ein Seufzen, der Geruch kam aber von der Küchenzeile gleich neben dem Eingang. Eine Brotscheibe war offensichtlich im Toaster stecken geblieben und wurde gerade schwarz geröstet, ein dünnes Rauchwölkchen stieg auf. Antonia legte das Kuchenpaket auf die kleine Spüle aus Edelstahl, nahm ein Messer aus der Schublade und stocherte damit im Toaster herum, bis der Mechanismus hochschnappte.

Elsa hatte ihren Toast vergessen. Sie saß in ihrem neuen Schlafzimmer auf dem Boden, mitten auf dem blauen Perserteppich, und hatte nur einen Hausschuh an. Ihr weißes Haar sah aus wie auseinandergezupfte Watte. Antonia sah, dass ihre Feinstrumpfhose an ihrem zweiten, hausschuhlosen Fuß an der Spitze an zwei Stellen perfekt geflickt war, in klassischer Gitter-

Technik, aber mit dunkelblauem Faden. Elsa streckte ihre Füße weg wie ein Kind und schaute ärgerlich um sich.

»Anton«, sagte sie. »Gut, dass du kommst. Jemand muss hier gewesen sein. Mein zweiter Hausschuh ist gestohlen. Ich habe schon überall gesucht. Ich glaube, Herr Berger war es.«

Antonias Mutter trug zu Hause seit Jahrzehnten Fülllinge aus dicker Wolle, die sie selbst mit großen Nadeln strickte und immer wieder durch Nachbildungen ersetzte.

»Nicht genug, dass ich entführt worden bin«, schimpfte sie. »Meine Welt ist untergegangen. Und hier: Sabotage!«

Sie richtete plötzlich einen scharfen Blick auf ihre Tochter.

»Oder warst du das, Anton?«

Antonia verneinte.

Der eine Hausschuh, den Elsa noch am Fuß hatte, war dunkelblau meliert. Antonia stellte sich vor die Mutter, die ihr beide Hände entgegenstreckte, und zog sie hoch. Die Bewegung war ihr vertraut. Hilfestellung beim Seniorenturnen, dachte sie kurz, das habe ich lange nicht mehr gemacht, aber der Körper vergisst nichts. Sie bemerkte, dass sie sich in der Balkontür spiegelte, und sah weg. Wieder fiel ihr Olga ein. Hatte wenigstens ihr das Abhärten und Verbiegen etwas genutzt?

»Ich kann nichts dafür«, jammerte Elsa. »Ich fürchte, mein Kopf ist hoffnungslos aus der Mode.«

Antonia lächelte erst. Aber die alte Frau sah ihre Tochter mit einem Blick an, aus dem Angst und Schmerz sprachen, und sie verstand. Im gleichen Augenblick entdeckte sie, dass Elsa zwei Kleider übereinander angezogen hatte – unter dem Rock mit dem Hagebuttenmuster schaute das blaue Festkleid aus Spitze hervor. Sie bemühte sich, nicht hinzuschauen.

»Komm«, sagte Antonia, »wir setzen uns erst einmal. Und dann trinkst du deinen Schnaps.«

Es war viel zu früh dafür. Aber Schnaps half. Jedes Mal.

»Der Alkohol macht mich ganz dusslig«, sagte sie dann mit fröhlicher Erleichterung. Das hatte sie sich schon seit längerem angewöhnt, nicht erst seit dem Schlaganfall. Und dabei griff sie sich an die Stirn. So als würde die Kontrolle wiederkommen, wenn die Wirkung des Alkohols nachließ.

»Nur ein Schwips, das vergeht wieder.«

Die Mutter ging selbst an ihren Teewagen aus Messing, nahm zwei Schnapsgläser und füllte sie randvoll mit Kirschwasser. Es gelang ihr, das eine Glas Antonia zu reichen, ohne etwas zu verschütten.

»Prosit«, sagte sie und nahm selbst einen großen Schluck.

»Ich kann das nicht trinken«, sagte Antonia mit entschuldigendem Lächeln. »Es ist neun Uhr am Morgen, und ich habe noch zu tun.«

»Macht nichts«, erklärte Elsa, jetzt wieder munter, »dann trinke ich das auch noch.«

Sie nahm Antonias Glas und schüttete das Kirschwasser mit Schwung in ihren Mund. Dann ließ sie sich in ihren Sessel mit dem verschossenen Gobelinbezug fallen und musterte ihre Töchter mit Augen, die plötzlich wieder klar waren, so als zeigte sich hinter dem Schleier ihrer Schwäche eine innere, unverwundbare Elsa.

»Früher warst du immer beim Turnen, wenn ich dich gebraucht habe.«

»Das ist lange her«, sagte Antonia und stellte die beiden Gläser weg.

»Die Turnerei hat mir mein Kind gestohlen«, murmelte Elsa. Unmittelbar darauf schlief sie ein.

Antonia schaute ihre schlafende Mutter an.

War sie es noch? Die mächtige Elsa? Sie dachte an Elsas Spott. Ihren scharfen Blick, der hinter jede verriegelte Tür reichte. Und an ihre entschiedene Blindheit, wenn etwas geschah, was ihren Vorstellungen widersprach.

Antonia überlegte, ob ihr Kampf nun verloren war. Fast fünfzig Jahre lang hatte die Empörung über Elsas Geringschätzung in Antonias Bewusstsein gehaust wie eine Besatzungsmacht. Doch nun versagte plötzlich Elsas Kommandozentrale.

Ihre Augen waren zugekniffen, fast wie bei einem Kind, das sich schlafend stellt. Sie seufzte plötzlich.

Wie sollte Antonia jetzt weiterkämpfen, ohne ihre wichtigste Gegnerin? Sie spannte ihre Oberarmmuskeln an und ließ sie wieder locker. Das war heute sowieso alles Pudding. Sie versuchte, ihre Bauchmuskeln hart zu machen, nahm die Schultern herunter und streckte sich. Warum ließ ihr Körper gerade heute all diese Erinnerungen wieder frei? Es lag so lange zurück, dass sie auf dem Schwebebalken einen Handstand gemacht hatte, steil und gerade und voller Spannung, so dass ihre Füße zum Himmel zeigten wie Pfeile. Sie schaffte es jetzt doch, sich in der spiegelnden Fenstertür anzusehen, sie schaute zu, wie sie ihre Arme aus den Schultern nach oben dehnte und spürte mit Unbehagen, wie schwer das ging. Sie atmete aus und ließ die Arme sinken.

Antonia stellte sich an die Eingangstür und sah sich in dem Apartment um. Da stand der Biedermeiersekretär aus Nussbaum, dessen gedrechselte Säulen sie beim Einzug wie früher mit Möbelpolitur blank gewienert hatte. Die Klappe war geöffnet, und darauf lag Elsas schwarze Bibel mit dem verblassten Goldkreuz. Unzählige Buchzeichen steckten darin. Solange Antonia zurückdenken konnte, schlug Elsa diese Bibel jeden Morgen an einer zufälligen Stelle auf und las ein paar Absätze. Sie fand fast immer einen Spruch, der ihren aktuellen Ansichten recht gab. Antonia nahm die Bibel, schlug sie willkürlich auf und las.

»Und ich will ihnen ein anderes Herz geben und einen neuen Geist in sie geben und will das steinerne Herz wegnehmen aus ihrem Leibe und ihnen ein fleischernes Herz geben.«

Sie schlug das Buch zu und legte es hin.

Auf dem Boden des Wohnzimmers der weinrote Afghanenteppich mit dem schwarzen unregelmäßigen Muster – sie kannte jeden Zentimeter davon, sie hatte die Rauten und Borten zahllose Male mit der Düse des Staubsaugers nachgezeichnet. Der helle Schreibtisch und die Stehlampe mit dem verstörenden Schirm aus Tierhaut. All die Möbel, Gegenstände und Bilder, die ihre Erinnerungen wieder real werden ließen. So als hätten sie all die alten Geschichten aufgesogen und ließen sie jetzt, im veränderten Klima, wieder frei.

Sie schaute noch einmal zu Elsa hinüber. Die atmete gleichmäßig, ihre Oberlippe hob sich sacht mit jeder Ausatmung, fast wie ein Schnurrbart. Antonia suchte in dem runden Gesicht die alte Unerbittlichkeit, die zur Ausstattung dieser Kindheitswelt gehörte wie das Mobiliar und die angeschlagene Teekanne von Melitta. Doch sie fand einen neuen Zug in all den Knittern und Falten, den sie nicht benennen konnte.

Sie selbst hatte dafür gesorgt, dass das Apartment eine verkleinerte Nachbildung von Elsas letzter Wohnung geworden war. Sie hatte sogar die Inhalte der Schubladen in Tüten verpackt und nummeriert. Im Küchenschrank stand das chinesische Teegeschirr. Mit all dem wollte sie erreichen, dass die herumirrende Mutter ihre Sachen wiederfinden konnte. Aber nun blickte sie auf einen Wirrwarr am Boden: Eine Hornhautfeile für die Füße neben einem hauchdünnen gelben Kopftuch, wie sie früher beim Friseur unter der Trockenhaube getragen wurden. Daneben ein halbes trockenes Brötchen, so zusammengedrückt, als hätte sie es längere Zeit in der Hand mit sich herumgetragen.

Elsas rechte Hand verlangte fast immer nach einem Gegenstand, den sie mit dem Daumen reiben und drücken oder einfach mit sich herumtragen konnte. Manchmal nahm sie sogar mehrere Gegenstände gleichzeitig in die Hand, es konnte passieren, dass plötzlich eine Gabel und ein Löffel zwischen ihren Fingern steckten und sie dann mit dieser Igelhand auch noch versuchte, ihre Tasse zu greifen. Und manchmal, während Elsa auf einem Stuhl saß, schoss plötzlich ihr linkes Bein hoch, ohne dass sie es merkte.

Die Ärzte sagten, ihr Gehirn könne sich wieder erholen, daran hielt Antonia sich fest.

Elsa konnte eine halbe Stunde lang lebhaft und interessiert mit ihr sprechen und dann plötzlich mit ihren Gedanken davonwandern in eine Stille, in die Antonia ihr nicht folgen konnte. Manchmal wurde ihre Miene teilnahmslos, ihre Augen fixierten kein Bild mehr und die Gesichtsmuskeln schienen nicht mehr in der Lage, einen Ausdruck anzunehmen. Es sah aus, als hätte ihr Kopf auf Notbereitschaft umgeschaltet.

In anderen Momenten schien Elsa mit Erinnerungen beschäftigt, die so dominant waren, dass sie den Rückweg in die Gegenwart nicht mehr fand. Sie irrte in ihrem eigenen Leben herum wie in einem Labyrinth, begegnete vergessenen geglaubten Gestalten und ihren alten Ängsten, denen sie eigentlich längst entronnen, aber nun umso schmerzlicher ausgeliefert war. Weil nichts verging. Antonia fand überall kleine Merktzettel, auf denen in Elsas neuer Schrift seltsame Namen und Begriffe vermerkt waren. »Babysachen«, stand da etwa. Oder: »Schulterpolster einnähen.« Elsa wurde verlegen, wenn sie nach der Bedeutung gefragt wurde. Schulterpolster? Irgendetwas aus ihrer Schneiderlehrzeit wahrscheinlich ... Antonia konnte nur raten. Babysachen? Vielleicht ging es um die Nachbarin, die vor vielen Jahren bei einem Autounfall tödlich verunglückt war. Elsa warf sich damals im-

mer wieder vor, dass sie sich nie für die weitervererbten Babysachen bedankt hatte. Antonia fragte sich, warum Elsa nicht von bedeutenderen Versäumnissen gequält wurde.

Das Gewissen war für Elsa immer eine Instanz gewesen, die über allem anderen stand.

Antonia nahm die Zettel mit und legte sie zu Hause in die Schublade mit den alten Fotos. Und das Glück? Merktettel, die darauf hinwiesen, tauchten nicht auf.

Antonia überlegte, von welchen Erinnerungen sie selbst wohl geplagt würde, sollte sie eines Tages in Elsas Lage geraten. Was hatte sie eigentlich versäumt? Sie kam wie immer zu keinem Ergebnis. Es kamen ihr immer nur Elsas Versäumnisse in den Sinn. Weitere, nicht geschriebene Merktettel. »Anton lieben« hätte darauf stehen müssen. »Anton danken. Anton endlich wahrnehmen.« Solche Zettel hatte sie bisher nicht gefunden, dachte sie bitter. Oder auch: »Anton nicht dauernd Anton nennen.« Sie war vielleicht zäh gewesen als Kind. Aber doch kein Junge.

Elsa seufzte noch einmal im Schlaf, während Antonia nach dem zweiten Hausschuh Ausschau hielt. Sie konnte ihn nicht finden. Auch unter dem Bett war er nicht, und auch nicht unter dem mit blauem Plüsch bezogenen Sofa, dort fand sie nur die Fernsehzeitschrift und war froh, dass sie damit eine weitere Suchaktion abwenden konnte.

Sie dachte an den sicheren Instinkt, den Elsa einst gehabt hatte, wenn es darum ging, Sachen zu finden, die man vor ihr verbergen wollte. Sie könnte, behauptete sie dann, im Gewissen ihrer Kinder lesen. Dann wieder schien sie Antonia wochenlang nicht zu beachten, selbst wenn sie sich absichtlich unordentlich anzog oder ihre langen rotblonden Locken nicht durchkämmte, so dass sie kraus wurden wie Topfkratzer.

Wenn Antonia turnte und um die Barrenholme wirbelte

oder auf der Bodenmatte eine Serie von Sprüngen explodieren ließ, wenn alles perfekt gelang und sie spürte, wie unangreifbar schön sie war, hoffte sie jedes Mal, ihre Mutter könnte heimlich gekommen sein und sie gesehen haben. Aber das geschah nicht.

Antonia verstand das nicht. Oft schien Elsa blind für sie zu sein, obwohl sie alles sah. Antonia war davon überzeugt, dass sie auch von ihren frühen Heimlichkeiten mit Henz gewusst hatte. Elsa sagte kein Wort dazu, obwohl Antonia im Grunde darauf gewartet hatte.

Antonias erste ganz große Niederlage entdeckte Elsa jedenfalls mühelos. Trotz aller Gebete begann sie mit fünfzehn Jahren zu menstruieren, und ihr erster Gedanke, als sie das entdeckte, war: Elsa hat gewonnen.

Am Tag, als sie in ihrer Wäsche den ersten Blutfleck entdeckt hatte, sollte sie auf Anweisung ihrer Mutter ihr Zimmer aufräumen, aber ihr Bauch tat weh, sie kauerte sich in die Ecke und zog die Knie hoch. Um Elsa zu täuschen, hatte sie alle herumliegenden Sachen unter die Bettdecke gestopft. Mit dem Wort »Kontrolle« auf den Lippen kam ihre Mutter kurz darauf herein, steuerte ohne Zögern auf das Bett zu und riss die Decke hoch, wo Kleider, Schulsachen und die mit getrocknetem Blut befleckte Unterhose lagen.

Elsa wusste es sofort: Antonia hatte den Kampf verloren, nichts hatte geholfen, auch nicht das brachiale Training, und auch nicht ihre Barrenübung, bei der sie unzählige Male ihren angespannten Unterleib gegen den Holm geschlagen hatte.

»Anton, pfui«, sagte Elsa.

Ihre Mutter hob die Unterhose hoch und schaute sie vorwurfsvoll an. Vielleicht sogar verletzt, dachte Antonia jetzt, weil sie ihr nicht gesagt hatte, dass es jetzt losging bei ihr mit den monatlichen Demütigungen.

»Erwischt«, rief Elsa und faltete die Unterhose zusammen, so dass man den Blutfleck nicht mehr sah. Antonia presste die Hände auf ihren schmerzenden Bauch und schwieg.

Am Abendbrottisch warf sie ihr vor der ganzen Familie Geheimniskrämerei und »arglistige Täuschung« vor, ohne das Blut zu erwähnen. »Fräulein Faul und Fräulein Heimlich«, sagte sie. »Aber mir entgeht nichts.«

Peter und Sandro grinsten.

Abends beim Einschlafen betete Antonia darum, dass Gott ihre beiden Brüder für ihr ahnungsloses Grinsen bestrafen würde, aber der reagierte nicht.

Heute war das nicht mehr so wichtig. Peter und Sandro hatten kaum mehr etwas mit den Brüdern ihrer Jugend gemeinsam. Heute entdeckte sie nur noch selten Spuren ihrer Kindergesichter hinter ihren bartstoppeligen Männerzügen, eigentlich nur, wenn sie getrunken hatte.

Peter war kein Verlierer mehr. Er erreichte im Beruf alles, was er sich als Jugendlicher vorgenommen hatte. Sein Geld verdiente er mit hochspezialisierten statischen Berechnungen. Heute saß er vom Morgen bis zum Abend in seiner perfekt aufgeräumten Vierzimmer-Eigentumswohnung in Stuttgart-Schönberg und trug Befehlsketten und Zahlen in schwindelerregende Computerlisten ein. Am liebsten trug er den ganzen Tag seinen alten Bademantel aus weinrot-weiß gestreiftem Frottee. Erst abends zog er Jeans und Pullover an und ging in ein gutbürgerliches Gasthaus. Freunde schien er nicht zu haben. Familie hatte er keine.

Peter schien sich in seiner One-Man-Show wohl zu fühlen. Ob er sich manchmal mit Frauen traf, wusste sie nicht. Eine offizielle Freundin gab es nicht. Sie vermutete, dass seine Haushaltshilfe sein Bett nicht nur vom Lüften kannte. Sandro behauptete lachend, im Bedarfsfall könne er ihm leicht eine Frau besorgen.

Sandro kam ihr sowieso meistens vor wie ein lebender Scherzartikel. Er amüsierte sich, solange es irgend ging, und verdrückte sich, wenn die Lage ernst wurde. Auf diese Weise hatte er mehrere Ausbildungen gebraucht. Inzwischen aber hielt er als stellvertretender Direktor in einem altherwürdigen Kurhotel in Baden-Baden Hof. Die Freundinnen, die er der Familie in knapp drei Jahrzehnten vorgestellt hatte, konnte sie längst nicht mehr auseinanderhalten. Nur Anita und Shadir blieben in seinem Leben hängen, weil sie jeweils eine Tochter von ihm auf die Welt gebracht hatten, die aber beide weitgehend ohne ihn aufwuchsen.

»Gerda führt immer noch die Rangliste an«, sagte er manchmal, während er die Hände im Nacken verschränkte. »Ihr Kartoffelsalat schmeckt so gut wie bei Elsa.«

So verschieden Antonias Brüder ihr Leben gestalteten: Ihr kamen sie trotzdem vor wie ein Doppel im Tennis. Sie sahen unterschiedlich aus – Sandro, der Jüngere, war hellblond und seh-nig, Peter dunkel, schwerknochig und linkisch. Doch auf den zweiten Blick waren sie sich umso ähnlicher. Nicht nur, weil beide kaum größer als 1,70 Meter waren. Ihr Gesichtsausdruck, wenn sie sich konzentrierten, war zum Beispiel gleich. Beide hatten eine Vorliebe für alles, was fuhr. Und für Sauerkraut.

Antonia sah sich selbst auf der anderen Seite des Tennisplatzes – allein. Wachsam. Sie wunderte sich über die Aggressionen, die diese Gedanken in ihr auslösten.

Als die Türklingel ertönte, erschrak sie. Es war das erste Mal, dass sie sie hörte. Über die Sprechanlage meldeten sich die Brüder, die zum Einstandsbesuch kamen. Sie hatten einen kleinen Transporter gemietet und brachten weitere Sachen aus Elsas alter Wohnung. Sie redeten gleichzeitig und durcheinander.

»Wie bitte?«

Jetzt redete Sandro, wieder verstand sie nichts, drückte aber trotzdem auf den Türöffner.

Sie deckte die schlafende Mutter mit ihrem blaukarierten Mohairplaid zu, öffnete die Tür und ging hinaus, um Peter und Sandro am Eingang des Stifts abzuholen. Auf halber Treppe traf sie aber schon auf die beiden, die, einander Anweisungen zurufend, einen sperrigen und offenbar schweren Umzugskarton hinaufschleppten. Sie machte kehrt, um ihnen die Türe aufzuhalten. Als sie das Apartment wieder betrat, war Elsa von ihrem Sessel aufgestanden, vors Fenster getreten und schaute hinaus.

Antonia blickte irritiert auf ihre Füße: Sie trug plötzlich wieder beide Hausschuhe.

»Wo kommt denn der zweite Hausschuh her?«, fragte sie, aber Elsa reagierte nicht. Sie schaute über ihre Schulter hinweg auf ihre beiden Söhne, die mit der Pappkiste in die Wohnung rumpelten.

»Seht euch das an«, sagte Antonia und lachte, »gerade hatte Herr Berger noch den zweiten Hausschuh gestohlen, und plötzlich ist er wieder da.«

Peter und Sandro stellten schweigend den Karton ab.

Elsas Gesicht bekam plötzlich einen spitzbübischen Ausdruck.

»Ich bin doch nicht verrückt«, sagte sie. »Ein Schuh ist immer noch besser als drei.«

Sie lachten, Antonia schien es, als lachte sie zum ersten Mal seit Wochen: Um einen lockeren Spruch war die Mutter noch nie verlegen gewesen.

Seit die Brüder da waren, war Leben in Elsas Gesicht gekommen. Ihre Augen wanderten hin und her, ihre Wangen leuchteten in einem rosigen Ton, und sie bot den beiden Männern unablässig Essen und Getränke an.

»Leider hat Anton mir alle meine Kochtöpfe weggenommen«, sagte sie, »sonst hätte ich euch etwas Gutes vorsetzen können.«

Antonia schaute von ihr weg. Den mitgebrachten Apfelkuchen erwähnte sie nicht.

Die Brüder wanderten unruhig in dem Apartment umher, nach einer Weile setzte sich Sandro aufs Sofa und legte den Arm um Elsa, die sehr klein aussah. Sie waren alle klein. »Kleine Leute«, hatte Elsa früher immer gesagt, und Antonia hatte sich jedes Mal darüber geärgert, wie spießig das klang.

»Na, alte Dame«, sagte Sandro und stupste ihr den Zeigefinger in die Seite, sie zuckte zurück und quiekte leise. Er zerrte unter dem Rock mit dem Hagebuttenmuster die blaue Spitze hervor.

»Seht mal«, rief er lachend, »wie schick sie sich für uns gemacht hat.«

Elsa zupfte ihre Kleider zurecht.

»Das habe ich gar nicht gemerkt«, sagte sie verwundert.

Sandro lachte weiter.

»Wahrscheinlich waren es die Saboteure«, rief er. Fremde Saboteure vergällten ihr das Leben, das behauptete Elsa schon seit vielen Jahren, immer wenn ihr ein Missgeschick passiert war.

Peter schüttelte den Kopf, Antonia meinte sogar einen Vorwurf in seinem Gesicht zu sehen, so als nähme er seiner Mutter ihre Konfusion persönlich übel. Er ging auf den Balkon, die Julisonne knallte auf die orangefarbene Markise, er hielt sich am Geländer fest und starrte auf die Front der gegenüberliegenden Einkaufspassage. Nach einer Weile kam er ins Zimmer zurück, kramte in der Umzugskiste und holte die alte Sanduhr hervor, die Elsa immer in der Küche fürs Eierkochen benutzt hatte. Er stellte sie vor sie hin.

»Das da drin«, sagte er, »sind vier Minuten Bedenkzeit. Die nimmst du dir in Zukunft, wenn du etwas vergessen hast.«

Elsa strahlte.

Sandro stand vom Sofa auf, drehte den Schreibtischsessel

und setzte sich mit bequem vorgeschobenen Hüften darauf, schüttelte wie ein Sportler seine Oberschenkel und sah sich schweigend um, so als wollte er eine Bestandsaufnahme der Einrichtung machen. Nach einer halben Stunde, in der Elsa immer wieder aufgestanden war, um ihre Küchenschränke zu öffnen und Kekse und Erdnüsse, Orangensaft und ein Stück Salami herauszunehmen und wieder zurückzulegen, sagte Sandro, sie müssten nun wieder gehen. Elsa war enttäuscht.

»Ach, bleibt doch noch ein bisschen«, bat sie mit dünner Stimme, aber Sandro erhob sich und forderte Peter auf, vom Balkon hereinzukommen.

»Wir müssen los«, sagte er.

Antonia fühlte sich müde. Elsas Lieblinge hatten keine Zeit. Früher war sie der Überzeugung gewesen, dass die drei einander verdient hatten. Wenn sie Ärger miteinander hatten, triumphtierte sie manchmal sogar heimlich. Aber jetzt packte sie ein Gefühl, mit dem sie nicht gerechnet hatte – sie wollte, dass sie ihre Mutter nicht enttäuschten.

Wieso ausgerechnet sie?

Selbst im Moment der schlimmsten Katastrophe hatte sich die Mutter nicht etwa an ihre tüchtige Tochter gewandt, sondern an Sandro. Antonia erfüllte es mit heimlicher, beschämender Genugtuung, dass der Versuch erst einmal schiefgegangen war. Vor vier Wochen, als sich in Elsas Kopf plötzlich ein kleiner Embolus in einer Ader festgesetzt hatte, und der Druck auf ihr Gehirn immer stärker wurde, nahm sie ihr Telefon, drückte auf die Ziffer »2«, unter der Sandros Mobilnummer gespeichert war, und ließ es fünfmal klingeln. So lange, bis die Sprachbox ansprang.

Er sei auf dem Golfplatz gewesen, erzählte er einen Tag später verlegen, während er Antonia das Telefon ans Ohr hielt, auf dessen Anrufbeantworter Elsas brüchige Stimme zu hören war.

»Ich finde meine Brille nicht mehr.« Dann eine lange Pause und Atmen. »Alles ist so fremd und weit weg ... Nichts ist mehr wirklich.«

»Sie hören«, sagte Sandro im Tonfall eines Entertainers, »den Livebericht von einem Schlaganfall.«

Erst zwei Stunden nach dem Anruf hatte er die Nachricht abgehört. Er alarmierte den Notarzt, der Elsa sofort ins Krankenhaus brachte. Sie hatte starke Kopfschmerzen und wusste nicht, wo sie war. In eine Reisetasche hatte sie ihren Beerdigungshut und die alten Krokoschuhe mit den hohen Absätzen gepackt.

Eine Woche später trafen sich die Geschwister in Elsas Wohnung im Stuttgarter Stadtteil Bad Cannstatt, die Uhr auf der Anrichte tickte laut, die beiden Männer nahmen sich mit geübten Griffen Bierdosen aus dem Kühlschrank, die dort immer für sie bereitstanden, setzten sich an den Esstisch und tranken in großen Schlucken, während Antonia im Sekretär nach den Unterlagen von Elsas Krankenversicherung kramte.

Ihre Hände zitterten ein wenig, und sie spürte, wie angespannt auch die beiden Männer waren. Jetzt kommen die Karten auf den Tisch, dachte sie. Nun müssen sie zugeben, dass sie mich brauchen.

»Und?«, fragte Peter und stellte mit einem Ruck seine Bierdose auf den Tisch, so dass der Schaum mit leisem Prickeln aus der Öffnung drang. »Was habt ihr jetzt vor?«

Sandro meinte: »Es muss doch für diese Situation eine vernünftige Lösung geben.«

Beide sahen Antonia an, die weiter in den Papieren ihrer Mutter wühlte und endlich die Versichertenkarte hervorzog. Der Stationsarzt im Krankenhaus hatte erklärt, Elsa habe Glück gehabt. Ihr Kurzzeitgedächtnis sei geschädigt. Aber alles andere werde sich erholen, trotz ihrer 87 Jahre, sie werde sich wieder

alleine waschen und anziehen und den häuslichen Alltag bewältigen können, aber sie brauche ein Sicherheitsnetz – tägliche Betreuung und Ansprache.

»Wir werden einen Platz für sie finden müssen«, sagte Antonia.

Sandro nickte: »Bei mir geht es leider nicht. In Baden-Baden sind alle Altenheime dicht.«

Peter schlug noch einmal seine Bierdose auf den Tisch, dass der Schaum zischte, schwieg aber.

Antonia schloss die Schublade, in der sie gerade noch gekramt hatte, und blickte erst Peter, dann Sandro in die Augen. Sie hielt nicht lange durch, senkte den Blick und sah plötzlich das Foto ihrer Mutter auf der Versichertenkarte. Es war ein Passbild aus dem Automaten. Ihre Augen waren aufgerissen, ihre Brauen hochgezogen, der Kopf drängte zwischen die Schultern. Es sah beinahe so aus, als hätte sie damals, kurz bevor das Blitzlicht des Fotoapparats ihre Augen blendete, bereits ihren Schlaganfall erwartet.

Sie wunderte sich über die Ängstlichkeit, die aus Elsas Passbild-Gesicht sprach. Und ihre Einsamkeit.

Antonia zögerte. Sie hätte Peter und Sandro gerne noch eine Weile in Erklärungsnot gebracht und sie dann gezwungen, sie um Hilfe zu bitten. Aber Elsas Blick auf dem Foto hatte alles entschieden.

»Ich werde sie in meiner Nähe unterbringen«, sagte sie.

Die Brüder entspannten sich sofort. Sandro stand auf, öffnete eine Tür im Wohnzimmerschrank, drehte den Kopf zu Peter und rief: »Sieh mal, unsere Carrerabahn ist immer noch da. Ich glaube, sie ist noch komplett.«

Die beiden Männer kauerten sich auf den Boden, bauten ihre Bahn zusammen und ließen anschließend Modellautos darauf fahren.